

Beilage zum Wochenblatt für Böhmen und Umgegend.

Zur rechten Stunde.

Originalroman von M. Strebler.

(Fortsetzung.)

Paula war viel zu unruhig, sie konnte nicht lange neben ihrer Tochter aushalten. Sie ging in der Wohnung umher, fand hier und da etwas zu ordnen und tauschte so ihre Ungebuld über das langsame Verfließen der Zeit fort. Dann kam ein Möbelhändler, mit dem sie über den Verkauf der kostbaren Salon- und Speisezimereinrichtung zu unterhandeln hatte, die für die künftige kleine und bescheidene Wohnung überflüssig geworden war und zur Deckung verschiedener, durch Sergios Krankheit wieder hochangelaufener Rechnungen verwendet werden konnte. Der Geschäftsmann marktete und feilschte in einer Art, daß Paula ganz nervös und betäubt davon wurde und endlich in alle seine Vorschläge einging, um ihn nur erst wieder loszuwerden. Sie hatte während der lästigen und überlauten Verhandlung wiederholt die Wohnungsthür auf- und zugehen gehört, sich aber nicht überzeugen können, ob Sergio zurückgekehrt war. Nach der Entfernung des Händlers eilte sie nun ohne Verzug in das Zimmer ihres Sohnes. Die Thüre war nur angelehnt, drinnen herrschte tiefe Stille, die etwas seltsam Beklemmendes für Paula hatte. — Erst nach längerem Zögern konnte sie sich entschließen, einzutreten und dem, was nun erfolgen würde, die Stirn zu bieten. Im ersten Augenblick schien ihr das Zimmer leer; sie atmete tief auf, sie wußte selbst nicht, ob das ein Seufzer der Erleichterung oder der Angst um Sergio war, doch, als sie nun kühner herumblinzelte in dem traulichen Räume, da entrang sich ein gelender Schrei ihrer Brust und abwehrend streckte sie die Hände aus, wie um eine entsetzliche Erscheinung von sich zu verschrecken. Dort am Fußende des Bettes lag, lang hingestreckt, eine Gestalt. Paula kannte es wohl, das schöne, gelockte Haar ihres Sohnes, wenn sie auch des Jünglings Bilge nicht zu unterscheiden vermochte des tiefen Schattens wegen, den die Bettvorhänge auf ihn warfen.

Erst der Gedanke, daß hier Hilfe dringend nötig war, wenn überhaupt noch geholfen werden konnte, gab der unglücklichen Mutter einen Teil ihrer Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung wieder. Sie kniete hin neben den Bewußtlosen und hob sein

Saupt in ihren Schoß. Da — was war das? Blut an ihren Fingern; es sickerte langsam durch die Kleider aus Sergios Brust hervor. Paula rang in stummem, hilflosem Jammer die Hände. Hatte ihr armes Kind gewaltsam in sein Leben eingegriffen? Oder waren nur die kaum verhaschten Wunden wieder aufgebrochen und drohten mit neuer Todesgefahr? Aber was auch hier geschehen war, sie fühlte, daß sie allein die Schuld daran trug, daß sie ihr eigen Fleisch und Blut zu Grunde gerichtet, der Verzweiflung entgegengetrieben hatte.

„Sergio, mein Sohn, mein Liebling!“ wimmerte sie leise. „Schlage die Augen auf. Sieh mich nur einmal, einmal an. Ja, ich bin eine Glende, ja, ich habe mich schwer gegen Dich vergangen. Doch ich büße auch schwer. Verzeihe, mein Sohn, verzeihe Deiner unglücklichen, schuldigen Mutter!“

Er rührte sich nicht, er gab kein Lebenszeichen. Weiß und kalt wie Marmor ruhte er in ihrem Schoße. Da faßte sie wahnwitzige

Angst, daß er vielleicht schon tot sei, oder daß er sich in derselben Minute hilflos verblutete. Langsam ließ sie sein Haupt wieder auf den Boden hingleiten und stürzte, gellende Hilferufe ausstößend, zu der Thüre. Das Dienstmädchen kam und Olga. Letztere allein that, was unter den obwaltenden Umständen nötig war. Statt sich in fruchtlosen Klagen zu verlieren, eilte sie selber fort, um einen Arzt herbeizuholen. Sie hatte das Glück, einen in der Nähe wohnenden berühmten Chirurgen zu Hause zu treffen. Durch ihr heißes Bitten vermochte sie ihn, ihr sogleich zu ihrem unglücklichen Bruder zu folgen.

Paula hatte den noch immer bewußtlosen Jüngling inzwischen mit Hilfe des Dienstmädchens auf sein Bett gelegt, wo er zwischen den weißen Kissen fahl und wachsfarben aussah wie ein Loter. — Der Chirurg konstatierte, daß die alten Wunden wieder aufgebrochen waren, zweifellos durch eine übermäßige Anstrengung oder Aufregung. Er gab wenig Hoffnung, die eingetretene heftige Blutung stillen zu können, noch ehe tödliche Erschöpfung des ohnehin bedenklich Geschwächten eintreten würde. Er legte die notwendigen Verbände an und wollte sich vorderhand auf keinerlei entscheidenden Ausspruch einlassen.

Paula that alle notwendigen Handlungen mechanisch, wie in einem schweren Traum befangen, aus dem sie erst zu schreckensvoller Wirklichkeit erwachte, als Sergio in eine so



Herzogin Elsa von Württemberg und ihr Bräutigam, Prinz Albrecht zu Schaumburg-Lippe. (Mit Text.)

heftige Nervenkrisis versiel, daß sein Hinscheiden von einem Augenblick zum anderen erwartet werden mußte. Der Anblick des Priesters, der die Sterbesakramente brachte, veranlaßte bei ihr den vollen Ausbruch einer Verzweiflung, die hart an wirklichen Wahnsinn streifte. Nur mit der größten Mühe gelang es, sie aus dem Krankenzimmer zu entfernen, um Sergio die so unbedingt notwendige Ruhe und Stille zu verschaffen. Man brachte sie in ihr eigenes Schlafgemach und ließ sie dort von einer robusten Wärterin bewachen, sonst hätte sie wohl etwas Gewalttames gegen ihr Leben unternommen. Olga sah nun allein an dem Leidenbette ihres Bruders und lauschte seinen erschütternden Vorwürfen gegen Norina, die er des Verrates, des häßlichsten Trennbruches zieh. Olga vermochte das nicht zu glauben; sie hatte die bescheidene junge Klavierlehrerin so hoch achten gelernt. Sie schrieb es dem Fieberwahne zu, was da an bitteren Anklagen über die blutlosen Lippen des Schwerkranken trat. Sie suchte ihn zu beruhigen und aufzuklären, sie versicherte ihn eindringlichst der zuverlässigen Liebe Norinas. Da sah er sie plötzlich mit großen bewußten Blicken an und murmelte kaum verständlich: „Auch Du willst mich belügen! Alle haben sie mich belogen und betrogen. Ich gehe von dieser Erde zu meinem Vater. Dann erst hat die ganze Bein ein Ende!“

Und so ging es fort, tagelang, wochenlang, zwischen Fieberdelirium und lichten Augenblicken, in denen sich Sergio seines ganzen Unglückes voll bewußt wurde. Paula hatte sich endlich wieder soweit beruhigt, daß sie Olga zuweilen an seinem Leidenbette ablösen konnte. Die unmittelbare Lebensgefahr war nach dem Ausspruch der Ärzte nun beseitigt. Dagegen machte die langsame Zerstörung des schönen Jünglings, das Verfliegen seiner Kräfte, unaufhaltbare Fortschritte. Und dagegen vermochte keine Arznei und keine kräftige Nahrung mit Erfolg anzukämpfen. Das Uebel hatte seinen Ursprung im Gefühlslieben Sergio und untergrub von dort aus seinen jugendlichen Körper. Paula sah ihn vor ihren Augen rettungslos dahinsinken, gleich einer Pflanze, der plötzlich Licht und Wärme entzogen worden ist. Sie zermartete ihr Gehirn nach einem Mittel, ihm zu Hilfe zu kommen. Die einzige Rettung wäre hier Wahrheit gewesen, die volle, ungeschminkte Wahrheit, die Enthüllung von Norinas gebrachtem Opfer. Aber da waren ihr ja eben die Hände gebunden. Sie mußte geschehen lassen, was sie eingeleitet hatte, sie durfte Merellis Pläne nicht durchkreuzen, sonst gab er sie in seinem Zorne unverföhlich der öffentlichen Entehrung dahin. Und dennoch — Sergio so verschmachten zu sehen in seinem trostlosen Herzenselend, die Seelenarznei zu kennen, die ihn einzig wieder herstellen konnte und sie ihm doch nicht reichen zu dürfen, die Dual war zu groß, zu unerträglich. Während einer Nacht, in der Sergio's Leben auszulöschen gedroht hatte gleich einem ausgebrannten Lichte, reifte in Paula der Entschluß, Merellis Großmut anzurufen, ihm das unvermeidliche Schicksal ihres Sohnes lebhaft vor Augen zu stellen und ihn zum Verzicht auf Norinas Besitz zu bewegen. Die Aufgabe war schwer und Merelli nicht der Mensch, sich auf Sentimentalitäten und Rücksichten gegen andere einzulassen, das wußte Paula nur allzugut. Aber war Sergio's Leben nicht wenigstens eines Versuches, es zu erhalten, wert? Wenn sie ihn so daliegen sah in schon todesähnlicher Ermattung, die Augen halb geschlossen, den Mund schmerzhaft verzogen, da gelte ihr eine innere Stimme ohne Rast und Ruhe zu: „Du hast ihn soweit gebracht, Du bist seine Mörderin! Du hast Dein eigenes Kind grausam dem Untergange dahingegeben!“

Mußte sie also nicht alles, ihre letzten Kräfte an die Möglichkeit einer Rettung setzen? Ja, die Probe sollte gewagt werden. Zu verlieren hatte sie nichts, vielleicht zu gewinnen. Und was lag ihr überhaupt daran, was mit ihr geschah, wenn Sergio starb? Sein Leben war's, um das es zu kämpfen galt.

So ließ sie denn Merelli behufs einer Unterredung zu sich bitten. Sie empfing ihn in ihrem kleinen Boudoir, wo sie ungestört bleiben würden. Er kam ohne Verzug und mit strahlenden Glücksmienen.

„Ich habe alles mit Norina in Ordnung gebracht!“ rief er ihr gleich bei seinem Eintritt entgegen. „Wir machen binnen drei Wochen Hochzeit und treten dann eine Reise nach Sizilien an. Ich bin noch nie dort gewesen. Und Norina möchte auch recht weit fort und recht lang ausbleiben. Und ich muß ihren Wünschen Rechnung tragen. Denn ich begreife es schon, daß ihr der Tausch des Bräutigams nicht recht behagen kann. Aber sie wird sich schon gewöhnen an mich. Denn schließlich bin ich doch auch kein ganz übler Mensch. Ich hoffe, wir werden recht glücklich miteinander sein!“

Paulas ohnehin so schwache Hoffnung erstarb völlig angesichts dieser Eröffnung. Trotzdem raffte sie sich zu der vorwurfsvollen und ihren Plan einleitenden Frage auf: „Werden Sie wirklich glücklich zu sein vermögen in dem Bewußtsein, daß Norinas Verlust meinem unglücklichen Sohne das Leben gekostet hat?“

„Ach, Sergio stirbt an den Folgen des Duells und nicht an seiner nun hoffnungslosen Liebe für Norina. Man stirbt überhaupt nicht an Herzweh. Auch mir hätte es gewiß nicht das Leben gekostet, wäre mir Norina unerreichbar geblieben!“

Tief atmete Paula auf. Ihr Mut belebte sich nun durch diese seine Versicherung. Ohne ihn anzusehen, begann sie zwischen Angst und Hoffnung schwankend: „Sergio ist aber anders geartet wie Sie. Er wird den Untergang seiner Liebe nicht überleben. Fragen Sie die Ärzte, an was er zu Grunde geht. „An einer Gemütskrankheit!“ so lautet das einstimmige Urteil. Merelli, Mensch — kommen Sie mir zu Hilfe — ich kann meinen Sohn nicht sterben lassen in dem Bewußtsein, daß er noch zu retten wäre. Und Sie sagen ja selber, daß Ihr eigenes Leben gar nicht abhängig ist von Norinas Besitz. Sie sagen, daß Sie jedenfalls nicht sterben würden an gebrochenem Herzen. Seien Sie barmherzig, seien Sie ein Gott für mich. Schenken Sie mir das Leben meines teuren Kindes. Es giebt noch so viele andere begehrenswerte Mädchen — vielleicht könnte sich meine eigene Tochter jetzt entschließen, Ihre Frau zu werden, um den Bruder zu retten. Mag Gott mir beistehen, Sie zu rühren und zu erschüttern. Dem ich sage es Ihnen noch einmal, ich will und kann meinen Sohn nicht sterben sehen!“

Er blickte sie mit großen, erstaunten Augen durchdringend an, als sie schwieg und laut aufschluchzend in ihren Stuhl zurück sank.

„Ich glaube, ich habe Sie doch nicht recht verstanden!“ versetzte er in unverhehlt spöttischem Tone. „Bitte, wiederholen Sie mir, was Sie von mir eigentlich wünschen!“

Sie ahnte, daß ihre Sache verloren war — sein Gesichtsausdruck ließ es sie voll erraten, um keines Haars Breite würde er abgehen von seinem Rechte auf Norina. Die Verzweiflung gab ihr trotzdem die Kraft, weiterzusprechen.

„O, Sie haben mich verstanden, nur allzugut! Sie wissen, daß ein Menschenleben zerstört wird, wenn Sie darauf bestehen, Norina zu Ihrer Frau zu machen. Nur über Sergio's Leiche können Sie mit seiner früheren Braut zum Traualtar schreiten. Erlaubt das Ihr Herz und Ihr Gewissen? Fühlen Sie denn gar kein Mitleid mit dem dahinsinkenden Jüngling, mit einer gequälten, dem Irzinn nahen Mutter?“

„Nein, gar keines!“ gab er trocken zurück. „Sergio hat mich einst zu schlecht und hochmütig behandelt, als daß ich irgend einer Sympathie für ihn fähig wäre. Es ist immer eine Art Genugthuung, einen Menschen vom Unglück gedemütigt zu sehen, der sich einst mit Stolz und Verachtung über uns erhob. Und was Sie betrifft, beste Desloff, ich weiß recht gut, daß Sie mich am liebsten als „stillen Mann“ draußen im Kirchhofe hätten, dann wäre ich endlich ungefährlich für Sie geworden. Und Sie begreifen wohl leicht, ein solches Bewußtsein trägt nichts dazu bei, mich freundlich gegen Sie zu stimmen. Also kurz und gut, geben Sie Ihre unsinnigen Versuche, mich von Norina zu trennen, nur gleich auf. Ich bin unerschütterlich in diesem Punkte. Ich wüßte gar nicht, wie ich dazu käme, aus Gefälligkeit für Ihren Sohn meinem liebsten Herzenswunsche zu entsagen. Haben Sie denn wirklich glauben können, ich würde Ihnen auf Ihre Versprechungen hin sechzigtausend Franken zur Bezahlung Ihrer Schulden geben und dann, großmütig jeder Entschädigung entsagend, von der Bildfläche verschwinden? Nein, so gedenke ich nicht zu rechnen. Norina wird entweder die Meine, oder die Welt soll erfahren, wer ich bin und welchen sauberen Betrug die Wohlthäterin der bedrängten Menschheit vollführt hat. Und das ist mein letztes Wort!“

„Ganz recht, er besteht wie Schylok auf seinem Schein,“ murmelte sie mit einem sonderbaren, geistesabwesenden Lächeln. Ihre Gedanken irrten weit ab, von einem Worte Merellis getroffen und unheimlich angelockt.

Wenn sie ihn als „stillen Mann“ draußen auf dem Kirchhofe wüßte. Sie fühlte ein seltsames Kältegefühl durch ihre Glieder rinnen. Ihr Auge starrte gläsern hin wie auf eine Vision. Und in der That unterlag ihre Seele auch einer Art Hallucination. All das zierliche, unnütze Hunderterlei eines Damenboudoirs schien plötzlich rings um sie versunken.

Sie sah sich in kalter, leerer Kammer mit nackten Wänden, von denen moderig riechende Feuchtigkeit tropfenweise langsam herabsickerte. Auf der Erde eine Strohmatten und auf dieser Strohmatten sie selber, starr hingestreckt; an ihrer rechten Schläfe eine kleine, bläuliche Wunde, in ihren Händen eine kleine Tafel mit der Inschrift: „zur Identifizierung ausgestellt“ und zu ihren Füßen blutbesleckte Kleider, die letzten, die sie getragen, ein Taschentuch ohne Namensschiffer, eine kleine braune Ledertasche.

Wenige Schritte aber von ihr entfernt, da lag, ganz in derselben Weise, nur auf einer anderen Strohmatten, ein „stiller Mann“, wie sie selber eine stille Frau war. Es drängten Leute zur Thüre herein, Menschen mit neugierigen, schauernden und doch erregungslüfternen Mienen. Landleute waren es und der kahle, nasse Raum, die Totenkammer eines kleinen mitten in hohe Felsenmauern eingezwängten Gebirgsdorfes. Sie hatte dort einmal eine Nacht verbracht, in einer elenden, halbverfallenen Schenke, wo man ihr kein Zimmer anzubieten gehabt hätte, wenn nicht gerade drei Tage vorher eines frei geworden wäre durch den Tod des Wirtstöchters.

Sie Die ang Sch jene Lok tast wei jene bef den tom

der nitt

An

me nict

len ihu

völ höf heit

wä sch geb den

un Sie

mi ist den

Se

Ich nor sin W

er. mi me mi gel

ve ob 3ä

ha wi

ein

er je un ge so m sti

no sch je ho al

de

D

Sie erinnerte sich noch sehr genau jeder Einzelheit jener Reise. Die Ärzte hatten ihrem Gatten den Winteraufenthalt in Davos angeraten. Während der Eisenbahnfahrt aber waren sie von einem Schneesturm überrascht und zur unfreiwilligen Nachtruhe gerade in jenem Dorfe verurteilt worden, weil der Schnellzug trotz dreifacher Lokomotivkraft nicht weiter vorwärts konnte. Warum ihre Phantasie in diesen letzten, verhängnisvollen Augenblicken gerade den weiten Flug nach dem weltvergessenen Orte unternahm, der ihr seit jener Reise nie wieder in die Gedanken zurückgekehrt war? Sie befragte sich gar nicht dieses seltsamen Umstandes willen. Sie hielt den geistigen Blick nur unverwandt auf das vielköpfige düstere Phantom geheftet, das sich unheimlich vor ihr bewegte und verzerrte.

Merelli wurde endlich ungeduldig über ihr stummes Hinstarren. „Haben Sie mich recht verstanden und kann ich nun gehen in der Hoffnung, daß Sie mich künftig nicht mehr mit solchen unvernünftigen Zumutungen belästigen werden?“ fragte er rauh.

Da that sie einen grellen Schrei und vergrub ihr erdfahles Antlitz in beiden Händen.

„Unser Vater im Himmel, führe uns nicht in Versuchung.“

Er zuckte schweigend die Achseln und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. Er meinte wohl, sie sei in diesem Augenblicke nicht recht zurechnungsfähig.

Sie mußte aber seinen sich entfernenden Schritt trotz des schwelenden Teppichs vernommen haben, denn jäh sprang sie auf, ergriff ihn beim Arme und zwang ihn, ihr ins Gesicht zu sehen.

„Wirklich — das ist Ihr letztes Wort?“ fragte sie mit tiefer, völlig veränderter Stimme. „Sie bleiben unerbittlich, Sie verhöhn meine verzweifelte Mutterangst? Sie verurteilen meinen heißgeliebten Sohn zum Tode?“

„Lassen Sie mich, nun hab' ich genug!“ fuhr er sie heftig an, während er ihre eifern sich festklammernde Hand vergeblich abzuschütteln suchte. „Wenn Sie mir den Weg nicht augenblicklich freigeben, kenne ich überhaupt keine Rücksicht mehr und zeige Sie bei dem Gerichte an!“

„Nur zwei Worte noch!“ flehte sie, Ton und Ausdruck plötzlich und völlig verändernd. „Kommen Sie mit mir zu Sergio, sehen Sie den Armen an, ehe Sie ihn unwiderruflich in das Grab stoßen.“

„Nein,“ weigerte er sich laut und hart. „Sie wissen gut, daß mir der Anblick eines Todkranken zuwider ist. Mein Entschluß ist übrigens schon längst gefaßt. Ich habe gar nichts mehr zu bedenken und zu überlegen.“

Sie ließ nun von ihm ab. Schlaf fielen ihre Arme an beiden Seiten ihres Körpers nieder.

„Schwören Sie mir, daß es Ihnen wirklich ernst mit diesem Ihrem Entschlusse ist, daß Sie durch keine Bitte und um keinen noch so hohen Preis von Ihrem Rechte auf Norina abzubringen sind!“ murmelte sie dumpf. „Schwören Sie und ich sage kein Wort mehr und lasse Sie ruhig Ihrer Wege gehen.“

„Das müßten Sie mir wohl jedenfalls gütigst erlauben,“ höhnte er. „Doch, wenn es Sie beruhigt — auf ein paar Worte kommt es mir nicht an. So schwöre ich denn, daß nichts mich bewegen soll, meiner reizenden Braut zu entsagen. Und nun sind wir doch fertig miteinander über diesen Punkt? Adieu! Sie haben mich gründlich gelangweilt heute, wie übrigens immer in der letzten Zeit!“

Sie ließ ihn nun wirklich gehen. Aber als sein Schritt draußen verhallt war, überstrahlte helle Siegesfreude ihr Gesicht. Und als ob sich die einzelnen Silben wundstießen an ihren festgeschlossenen Zähnen, so scharf und zischend klang es durch das Zimmer.

„Nun weiß ich endlich, was sein muß. Der Schicksalsdämon hat mir's gezeigt. Lebe, Sergio, lebe. Du sollst Deine Norina wieder haben!“

18.

Die Gräfin Gardini hatte ihrer rheumatischen Schmerzen wegen eine ziemlich unruhige Nacht gehabt. Abgespannt und übelhumig erhob sie sich am Morgen von ihrem Lager. Doch war sie eine jener seltenen Naturen, die zu gutmütig und zu vernünftig sind, um die eigene Mißstimmung ihrer unschuldigen Umgebung unangenehm fühlbar zu machen. Sie zwang sich zu einem ganz besonders freundlichen Tone, so oft sie das Wort an ihre alte Kammerfrau richtete. Und selbst die nicht vollständig gelungene Frühstücksschokolade fand eine nachsichtige Beurteilung von ihrer Seite.

Nachdem sie angekleidet war, ließ sie sich in ihrem Fahrstuhl nach dem Garten bringen, wo sie, durch einen japanesischen Riesenschirm gegen die Sonnenhitze geschützt, behaglich die noch milde und feuchte Wärme des letzten Maientags genoss. Sie hatte kaum eine halbe Stunde mit dem Lesen einer illustrierten Zeitung verbracht, als ihr auf silberner Platte eine Visitenkarte gebracht wurde.

„Paula Desloff!“ fuhr sie wie elektrisiert aus ihrer halbliegenden Stellung auf. „Sie will mich sprechen — mich?“

Dann nach kurzem Besinnen zu dem Diener: „Führen Sie die Dame gleich hieher. Eilen Sie!“ Und zu der neben ihr sitzenden Kammerfrau: „Du kannst gehen meine Liebe. Es wird dies wohl

eine Unterredung ohne Zeugen sein sollen. Lege mir inzwischen meine Kleider zur Ausfahrt zurecht.“

Mit einer stummen Verneigung zog sich die Angeredete zurück. Die Gräfin kam aus dem Kopfschütteln gar nicht mehr heraus.

„Die Desloff — nein — was die nur von mir wollen mag? Ich hätte gedacht, die würde am wenigsten Verlangen tragen, mich von Angesicht zu Angesicht wiederzusehen!“

Und da kam sie auch schon des Weges daher, in Trauerkleidern, die sie um ihren Gatten trug, mit lang herabwallendem schwarzen Schleier. Die Gräfin hatte sie nicht mehr wiedergesehen seit jenem Ballabende, an dem sie zum letztenmale als glückstrahlende Hausfrau unter einer glänzenden Schar auserlesener Gäste gegläntzt hatte. Ungewiß blickte sie nun der Nahenden entgegen, die den Schleier zurückgeschlagen hatte und langsamen, beinahe schwanfenden Schrittes auf sie zukam.

War dies denn wirklich die Desloff, die behaglich lächelnde, zur Wohlbeleibtheit neigende, in der Gesellschaft so hochgeehrte und vielbeneidete Frau? Nein! Nicht mehr die Paula Desloff von einst! Ein bleiches, geknicktes, unglückliches Weib mit unsicheren Blicken und einem unheimlich starren Gesichtsausdruck. Sollte das ein Lächeln sein, was die farblosen Lippen teilte? Es sah aus wie die seltsame Verzerrung des Mundes bei den Toten, der man ja auch den Namen „Lächeln“ beilegt. Die Gräfin konnte die Augen gar nicht fortwenden von der ihr so neuen und fremden Erscheinung.

Paula Desloff hob die tiefgesenkten Wimpern erst, als sie beinahe schon vor der Gräfin stand. Tiefes Rot trat dann flüchtig auf ihre Wangen; sie näherte sich ja derjenigen, für die ihre Schuld kein Geheimnis war und die das Mittel in Händen hielt, sie und ihre Kinder der öffentlichen Schmach und Verachtung preiszugeben.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie hier empfangen muß!“ rief ihr die Gräfin Gardini in einem schwer definierbaren Tone entgegen; es mischte sich so Verschiedenes: Neugierde, Verwunderung, erwachendes Erbarmen darin. „Aber ich bin nicht ganz wohl und mochte nicht gerne fort aus dieser behaglichen Wärme, um in den kühlen, sonnenlosen Sälen zu frieren!“

„Ich hätte Ihnen eine solche Störung auch keineswegs zugemutet!“ stammelte Paula. „Es ist ohnehin sehr freundlich von Ihnen, mich überhaupt zu empfangen, nach dem, was —“

Nein, sie konnte nicht fortfahren, nicht selber ihre ganze Schmach aufwählen.

„Sie haben Ihren Gatten verloren und Ihr Sohn liegt gefährlich krank darnieder, wie mir berichtet worden ist!“ lenkte die Gräfin ab.

„In diesem Augenblicke sehe ich in Ihnen nur die schwer getroffene Frau. Und es ist mir lieb, Ihnen mein Mitgefühl aussprechen zu können. Aber was führt Sie eigentlich zu mir, Signora? Dem natürlich — erwarten habe ich Ihren Besuch wohl nicht dürfen. Bitte, setzen Sie sich und erklären Sie offen, was Sie von mir wünschen!“

Paula ließ sich nur allzugerne auf den ihr angewiesenen Gartenstuhl fallen. Sie meinte ja von einer Sekunde zur anderen, ihre Kraft würde nicht reichen für diese schwerste aller von ihr durchlebten Stunden.

„Ich komme mit einer Bitte an Sie, Gräfin!“ fuhr sie kaum verständlich fort. „Ich habe — mich verpflichtet, mich Ihrer Aufsicht nicht zu entziehen. Wenn ich dies dennoch thäte, würden Sie augenblicklich jede Rücksicht fallen lassen und mich der öffentlichen Entehrung preisgeben. Nicht wahr, so lautet ja unser gegenseitiger Vertrag, für den ich Ihnen eigentlich auch noch zu danken habe? Denn Sie hätten mich weit härter behandeln, mich, ohne auf Bedingungen einzugehen, sogleich vernichten können. Nun sollte ich aber, einer dringenden und unaufschiebbaren Familienangelegenheit wegen, eine mehrtägige Reise antreten. Es stehen hohe Interessen, ja das Lebensglück und die ganze Zukunft meines Sohnes auf dem Spiele; unberechenbarer Schaden würde besonders ihn treffen, wenn Sie sich weigerten, mir die Erlaubnis zu jener Reise zu geben. Daß ich wiederkehren werde, sobald mich nicht eine höhere Macht, der Tod daran verhindert, dafür bürgt Ihnen eines: „Ich muß meinen sterbenskranken Sohn hier zurücklassen in der Pflege und Obhut seiner Schwester. Er sei Ihnen Pfand und Geißel für meine unbedingte Erfüllung des Ihnen gegebenen Versprechens.““

Die Gräfin erwiderte rasch: „Fern sei es mir, meine Macht über Sie mißbrauchen und Ihnen Schaden zufügen zu wollen. Ich habe jenes Versprechen ja nur von Ihnen gefordert, um andere vor Nachteilen zu bewahren. Reisen Sie mit Gott. Und seien Sie glücklich bei der Erledigung Ihrer Interessen. Ich werde selber manchmal nach Ihren Kindern sehen, die mir immer sehr sympathisch gewesen sind. Wann gedenken Sie zurückzukehren?“

„Es wird wohl über acht Tage dauern. Die Reise ist weit —“

„Sie gehen wohl nach Ihrer Heimat, wenn es nicht indiskret ist, zu fragen?“

„Ja, ich gehe in meine wahre Heimat!“ bestätigte Paula mit einer seltsam schweren Betonung. „Ich — ich hoffe dort zu finden, was mir bisher nie geworden ist, den Frieden!“

„Das wünsche ich Ihnen von ganzem
widerte die Gräfin nicht ohne Freund-
scheinen sehr viel gelitten zu haben in der
Und es thut mir wirklich aufrichtig leid,

Herzen!“ er-
lichkeit. „Sie
letzten Zeit.
daß auch ich

Grab gehen wird und daß ich auch für Marco Pennas Schweigen
die volle Bürgschaft übernehme!“

Da beugte sich Paula hastig über sie hin und drückte einen Kuß
auf ihre Hand. „O Dank, tausend Dank. Nun reise ich ruhig. Nun ist
der schwerste Sieg errungen!“

Ehe die Gräfin ein Wort
erwidern konnte, ging Paula
festen, eiligen Schrittes dem
Ausgang des Gartens zu.

Seltam. Sie sah wirklich
aus wie eine Siegerin.

19.

„Um Gottes willen — wer
ist's?“ schrie Norina schreck-
haft auf. Sie war in tiefer
Dämmerung ganz allein am
Fenster ihrer Wohnstube gefes-
sen, da sich ihre Mutter einiger
notwendiger Einkäufe wegen
außer dem Hause befand. Da
hatte sich eine dunkle Gestalt
rasch in das Zimmer geschoben
und die Thüre hinter sich zu-
gedrückt. Eine monoton mur-
melnde Stimme erwiderte nun:
„Fürchten Sie sich nicht. Ich
bin es, Sergios Mutter. Ich

ging vor dem Hause hin und her, bis ich die Signora Mainardi aus
dem Thore treten sah. Ich muß mit Ihnen unter vier Augen sprechen.“

Das junge Mädchen that einen lauten Schrei. „Herr im Him-
mel — Sie kommen, mir zu sagen, daß Sergio tot ist!“

„Nein, mein Kind! Ich bin im Gegenteil hier, weil ich ihn
und auch Ihnen Leben und Herzensglück erhalten möchte!“

Norina erhob sich mit zitternden Knien und tastete nach den
Streichhölzchen, die auf dem Tische bereitstanden.

Paula Desloß aber fiel ihr in den Arm. „Bitte, zünden Sie



Auf dem Christbaummarkt.

dazu habe beitragen müssen!“

Paula schüttelte leise den Kopf. —
„Nein, das alles hätte auch ohne Sie so kommen müssen, früher
oder später. Ich war auf abschüssigem Wege, da giebt es eben kein
Aufhalten und Umkehren mehr. Nur ist's seltsam, daß ich jetzt
mein früheres Leben, meine Handlungen nicht mehr begreifen kann.
Ich fühle mich innerlich so zerstückt, mir ist so vollständig jedes
Interesse an der Welt und ihrem wichtig sein sollenden und dennoch
so unbeschreiblich inhaltsleeren Getriebe abhanden gekommen. Wie
war's nur möglich, daß ich noch vor wenig Monaten lieber ge-
storben wäre, als mich zu einer bescheidenen, untergeordneten
Rolle in der Gesellschaft zu bequemen? Viellecht verführt Sie
das ein wenig mit der nun gewiß besammernswertesten der
Frauen — vielleicht hassen und verachten Sie mich minder, in
dem Bewußtsein, daß ich nicht nur schuldig, sondern auch elend
— o so sehr elend bin!“

„Ich hasse und verachte niemanden, am allerwenigsten aber
eine Vereuende und Sühnende!“ sagte die Gräfin milde. „Unser
gütiger Herr im Himmel wird alles zum Besten wenden, wohl
auch noch für Sie. Sie dürfen den Mut nicht sinken lassen. Und
wenn ich Ihnen in irgend etwas helfen kann, an meinem Willen
dazu soll es gewiß nicht fehlen.“

„Nicht für mich — für meine Kinder erbitte ich Ihr Mitleid
— und Ihren mächtigen Schutz!“ hauchte Paula. „Ich hoffe und
wünsche nichts mehr — mir kann nichts Gutes und Schlimmes
mehr begegnen. Ich habe meine Rechnung abgeschlossen mit dem
Leben. Doch ich habe Ihre Geduld schon zu lange in Anspruch
genommen. Ich danke Ihnen von Herzen. Leben Sie glücklich.

Und noch eines.
Meine Reise ist
so weit, meine
Gesundheit er-
schüttert. Ge-
fahren giebt es
überall. Nicht
wahr — Sie wer-
den mein schrift-
liches Geständ-
nis vernichten,
wenn mir keine
Wiederkehr ver-
gönnt ist, wenn
ich aus der Reihe
der Lebendigen
geschieden bin?
Sie werden mein
Andenken nicht
beflecken vor der
Welt und vor —
meinem Sohne.



Heimkehr vom Christbaummarkt.

In seinem Herzen möchte ich rein und schuldlos fortleben!“

„Sie müssen nicht so traurige Gedanken hegen!“ ermahnte
die Gräfin. „Unser aller Leben steht in Gottes Hand. In jedem
Falle aber verspreche ich Ihnen, daß Ihr Geheimnis mit mir ins

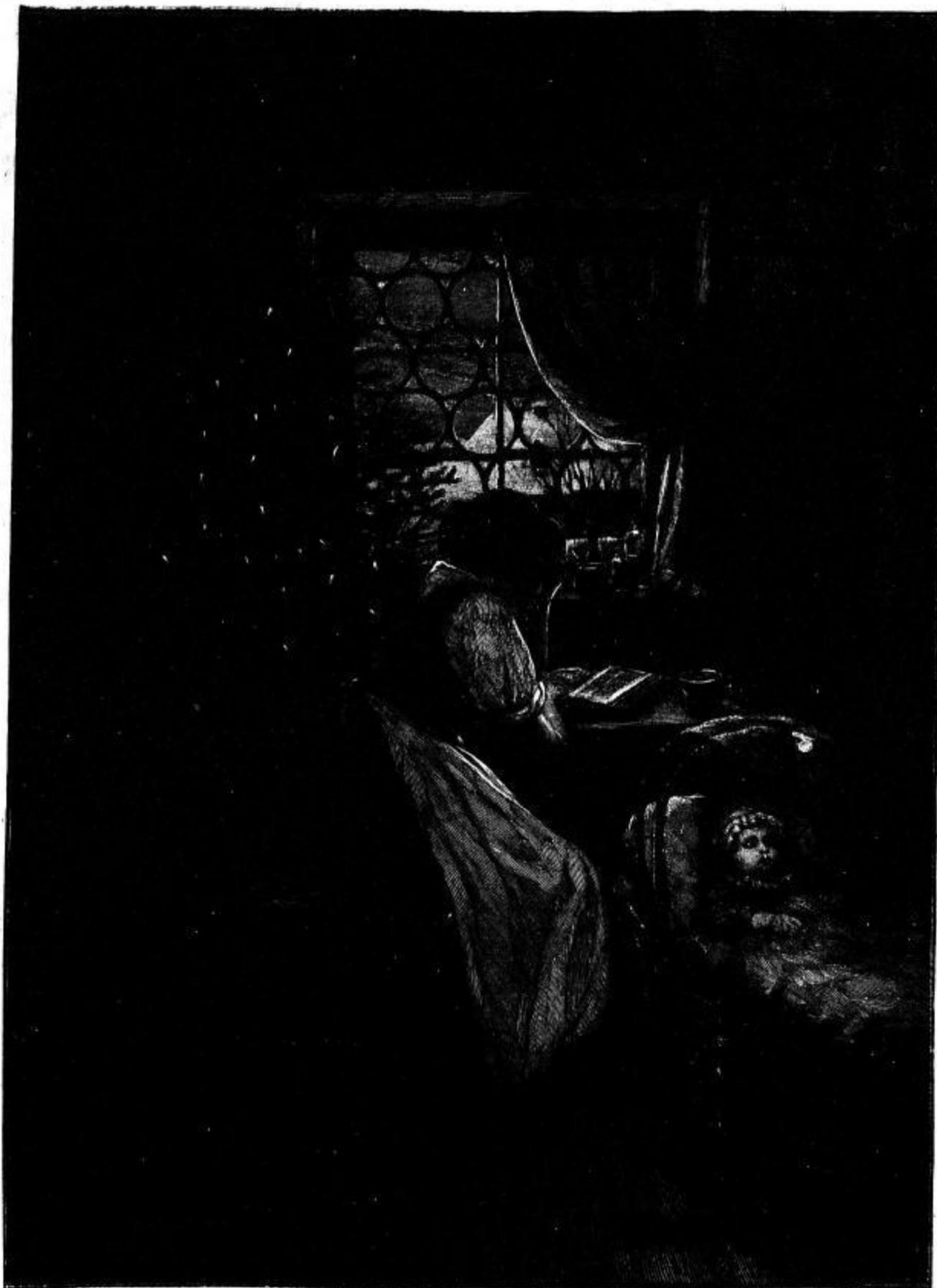


Auf dem Weihnachtsmarkt.

(Photographie im Verlage von Sophus Williams, Berlin.)

kein Licht an. Was ich Ihnen zu sagen habe, spricht sich leichter im Dunklen aus. Menschen, die mein Lebensalter erreicht haben, lassen die Schamröte unvermeidlicher Erniedrigung nicht gerne sichtbar werden vor den Augen der stets zu vorschnellem Urtefl bereiten Jugend. Erlauben Sie, daß ich mich setze. Ich bin seit früh morgens auf den Füßen. Ich hatte so viel zu thun und zu erledigen.

„Ich muß ihn verlassen, weil mein Bleiben ihm den Tod bringen würde, weil ich ihn ganz allein durch meine Entfernung retten kann. Ich habe jetzt nicht die Zeit, Ihnen dies zu erklären. Ich habe Ihnen Wichtigeres zu sagen. Und dafür bleiben mir nur wenige Minuten, die ich also klug ausnützen muß. Vor allem — nicht wahr, Sie werden es als ein Geheimnis bewahren, was Ihnen eine Vereuende und



Einsame Weihnachten. Originalzeichnung von A. Baur.

Das geht eben nicht anders vor einer langen und weiten Reise!“
 „Wie? Sie verlassen Mailand?“ fragte Morina überrascht.
 Dann setzte sie schnell und freudig hinzu: „Sergio — Ihr Sohn wollte ich sagen — ist also viel weniger krank, als wie man mich hat fürchten lassen? Denn sonst — würden Sie sich doch unmöglich von seinem Schmerzenslager entfernen!“

Sühnende an begangener Schuld zu bekennen hat, auch selbst Ihrer Mutter gegenüber? Nur unter dieser Voraussetzung gebricht mir nicht der Mut, mit meinen schwerwiegenden Enthüllungen zu beginnen.“
 „Sprechen Sie ohne Scheu!“ Klang es aus dem Dunkel zu ihr hinüber. „Mein Herz gleicht einem Grabe. Sie wissen ja, die Gräber plündern nicht aus!“

weigen
 n Fuß
 un ist
 gen!“
 Wort
 Paula
 dem
 zu.
 rkllich

 - wer
 hred-
 tiefer
 n am
 gefes-
 niger
 wegen
 . Da
 estalt
 oben
 h zu
 mur-
 min:
 Ich
 Ich
 i aus
 hen.“
 Dim-

 ihm
 den
 Sie

Minutenlang Stille folgte, die dann durch Paulas heiser klingende Stimme unterbrochen wurde.

„Wohlan, ich habe Sie belogen und betrogen, ein Märchen erfunden über Sergios niemals stattgehabten Geldverlust, weil — weil Merelli Macht über mich hat und mir drohte, mich und die Meinen zu vernichten, wenn ich ihm nicht Ihre Einwilligung in die Heirat mit ihm verschaffen konnte. Ich habe mir meinen Dienst auch von ihm bezahlen lassen, denn ich brauchte Geld zur Tilgung meiner angehäufteten Schulden, zur Vermeidung meines pekuniären Unterganges!“

Nur ein schwacher aber dennoch herzergreifender Seufzer wurde hörbar und das Rascheln eines Gewandes. Norina war vor ihrem Sitz auf die Kniee hingefunken. Sie fand kein Wort des Vorwurfs für das Ungeheure, das man ihr gethan. Was wären auch leere, nichtige Borneßworte gewesen im Vergleich zu der unaussprechlich herben Wirklichkeit und der bodenlosen Tiefe ihres Schmerzes?

Erst nach langer Pause kam es leise und unsäglich wehevoll von ihren Lippen: „Armer, armer Sergio! Das also ist die hochgepriesene Liebe einer Mutter!“

„Ganz nur um Geldes willen that ich's doch nicht!“ suchte sich Paula nun doch wieder zu entschuldigen. „Ich hatte auch meines Sohnes Wohl im Auge. Er ist an ein bequemes, vergnügungsreiches Leben gewöhnt, ohne daß wirklicher Reichtum ihm das Fortdauern ihm unentbehrlich gewordenen Lebensgenüsse sicherte. In seiner ungünstigen Lage durfte er sich nicht auch noch den Luxus erlauben, ein mittelloses Mädchen zu seiner Frau zu machen. Ich hielt schon eine reiche, schöne und ihn zärtlich liebende Braut für ihn bereit, als er mir seine Beziehungen zu Ihnen eingestand. Anfangs ließ ich mich hinreißen durch das jugendliche Feuer seiner Leidenschaft — auch gefielen Sie mir — ich dachte wirklich daran, einen heißen Herzenswunsch nachzugeben. Da kam Merelli mit seiner schnell aufgeloderten Liebe für Sie und mit seinen Drohungen. Er spornte mich zum unerbittlichen Krieg gegen euer Herzsglück, er zwang mich, euch zu trennen, auch ihm den Preis eines schweren, unverzeihlichen Betruges. Und dann erwachte auch wieder die Stimme der Klugheit in mir, der Wunsch, meines Sohnes Zukunft durch eine reiche Heirat gesichert zu sehen. Und ich that, was Sie wissen, ich stellte Ihre selbstlose Liebe zu Sergio auf die härteste aller Proben. Und Sie bestanden glänzend; Sie brachten das unschätzbare Opfer. Es lebt ein strafender Gott im Himmel. Und der sah zürnend auf meine Schuld herab und machte meine hyperfeinen Bläne zu nichts. Man brachte mir den Sohn beinahe sterbend von einem Duell nach Hause, wie Sie ja wissen. Aber noch immer wollte ich mich nicht überwunden und gefangen geben. Als Sergio nur erst wieder dem Tode glücklich entronnen schien, hob auch ich von neuem den Kopf und spann die angefangenen Intriquen weiter, immer durch Merelli gedrängt und vorwärts getrieben. Doch ich hatte nicht genügend mit Sergios eigentümlichem Charakter und mit der freilich ungeahnten Stärke seiner Liebe zu Ihnen gerechnet. Ich verzögerte von Tag zu Tag die Uebergabe Ihres Abschiedsbriefes in seine Hände und täuschte seine ungeduldige Sehnsucht nach Ihnen durch allerlei Märchen, die ich über Ihr Fernbleiben erfand. Er war ja noch so schwach durch seine kaum geheilten Wunden, ich fürchtete die unvermeidliche Aufregung für ihn. Im übrigen aber glaubte ich fest, daß er Ihren Verlust ertragen und sich in verletztem Mannesstolze einer anderen Liebe zuwenden würde. Ich sollte meinen Irrtum bitter beweinen lernen. Sergio schloß endlich Verdacht Ihres Fernbleibens wegen, verbarg mir jedoch völlig dieses nur zu begründete Mißtrauen. Einen unbewachten Augenblick benützend, eilte er hieher zu Ihnen, um sich Gewißheit zu schaffen. Was Sie ihm sagten, ich weiß das nicht. Sie werden ihn wohl von dem Inhalt Ihres Briefes, der nicht in seine Hände kam, mündlich unterrichtet haben. Genug, ich fand ihn nach seiner Rückkehr bewußtlos und aus seinen neu aufgebrochenen Wunden blutend in seinem Zimmer. Und seitdem geht er langsam aber sicher und unaufhaltsam einem allzufrühen Tode entgegen. Und ich — ich weiß, was ihn allein retten könnte. Ihre Nähe, seine Erkenntnis, daß Sie seiner würdiger sind als je, das Geständnis meiner unverantwortlichen Lüge. Ich kämpfte lang und bitter — ich sah keinen Weg offen, Merelli zu bewegen, daß er seinem Recht auf Sie entsage. Ich scheute seinen Born, seine Drohungen, ich schämte mich auch, als Lügnerin dazustehen vor meinem Sohn, als eine Verräterin an seinem Lebensglück. Doch die Zeit drängte. Mein Sohn schwand sichtlich vor meinen Augen dahin. Wenn ich noch lange zögerte, konnte die Rettung zu spät kommen für ihn. Ich mußte mich also entschließen. Und ich entschloß mich. Und noch diesen Abend werde ich auch handeln — thun, was nötig ist zur Erhaltung meines Sohnes. Ich kam nur noch vorher zu Ihnen, um Ihre Verzeihung zu erbitten und Ihnen zu sagen, daß Sie und Ihre Mutter von morgen an meine Stelle bei Sergio einnehmen müssen. Gehen Sie hin zu ihm, er wird alles wissen und Sie mit Jubel empfangen. Aber prägen Sie sich's gut ein, nicht vor morgen abend. Und nun —

darf ich nun hoffen, daß Sie nicht mit allzutiefer Verachtung an mich denken werden?“

Norina tastete nach der ihr dagereichten Hand.

„Mutter meines Sergio, ich kann Ihnen nicht zürnen. Sie geben mir ja wieder, was Sie mir genommen haben. Es war alles nur ein schwerer Traum. Wann werde ich Sie wiedersehen?“

„Niemals!“ klang es leise durch das Dunkel und eine Thräne fiel auf Norinas Stirn.

Noch einige Sekunden — ein leichtes Knarren der Thüre. Und das Mädchen war wieder — allein. (Schluß folgt.)

Onkels Weihnachts Geschenk.

Erzählung von Th. Schmidt.

(Schluß.)

Schon der nächste Tag sollte Onkel Berner mehr darüber zu denken geben. Als die Sonne durch den grauen Morgennebel brach, drängte er Lilly und Kurt, mit den Schlittschuhen nach dem großen Teich zu gehen. Noch waren sie nicht ganz an ihrem Ziele angelangt, als sich ein Herr zu ihnen gesellte, den Kurt dem alten Herrn als seinen Freund Stölzner vorstellte. Dem Onkel Berner entging es nicht, mit welcher Dienstbeflissenheit derselbe sich gegen Lilly galant zeigte und wie diese seine Liebeshörigkeit nur mit offener Ueberwindung ertrug, ebensowenig blieb ihm das eigentümliche Benehmen unbemerkt, das Lilly ihrem Jugendfreund gegenüber beobachtete, den sie auf der Eisbahn trafen, der sich aber sehr bald wieder zurückzog, nachdem er von Lilly mit ausgesuchter Kälte begrüßt worden war.

Nun ließ es Onkel Berner nicht länger Ruhe; er mußte durchaus wissen, was hier vorging. Zu diesem Zwecke begab er sich am Nachmittag in Lillys Boudoir, wohin dieselbe sich mit Kummer im Herzen zurückgezogen hatte. — Als ihn auf sein Klopfen kein „Herein!“ zum Nähertreten aufforderte, drückte er leise auf die Klinke und kam unbemerkt näher. Da ruhte Lilly, die Füße auf dem Kaminvorsatz, in einem bequemen Armstuhl und schlief. Ihr sonst von Glück und Gesundheit blühendes Gesicht war blaß und traurig, und trug noch die Spuren jüngst vergossener Thränen. Lange stand Onkel Berner und beobachtete das liebe, melancholische Gesicht. „Welcher Kummer drückt Dich, armes Kind?“ dachte er, als sich den Lippen der Schlafenden ein schwerer Seufzer entrang, „wenn ich es doch wüßte und Dir helfen könnte! Sollte mich nicht wundern, wenn Monsieur Kurt seine Hand dabei im Spiele hätte, er kommt mir so eigentümlich vor. Hallo, was ist das?“

Sein Blick fiel auf ein halb zerknittert auf dem Teppich liegendes Billet; er hob es auf und las es. Es war ein formeller Antrag des Herrn Stölzner, und zwar in dreister, vertraulicher Weise abgefaßt, daß des Lesers rundes Gesicht sich bis zu den Haarwurzeln dunkelrot färbte. Als er wieder aufsaß, begegnete er dem Blick zweier fest auf ihn gerichteten erschrockenen Augen.

„Eine solche Frechheit ist mir lange nicht vorgekommen!“ rief der kleine Mann entriistet, bevor Lilly ein Wort hervorbringen konnte. „Wozu bringt Kurt auch solche Menschen hier ins Haus! Mache Dir keine Sorgen, mein Kind; ich werde die Antwort auf diesen Brief übernehmen, und — verlaß Dich darauf, der Mensch soll Dir nicht wieder unter die Augen kommen!“

Aber Lilly schüttelte heftig mit dem Kopfe.

„Nein, nein!“ sprach sie, — „ich danke Dir, aber ich muß selbst schreiben. Du hättest den Brief nicht lesen sollen; ich hätte Dir schon alles erzählt, wenn . . . wenn die Sache abgemacht ist.“

„Abgemacht!“ werde sie schon selbst abmachen!“ antwortete der alte Herr erregt, „nun aber sage mir, weshalb Du eine so kleine Thörin bist und Thränen über einen solchen Brief vergießest? Das beste ist wohl, ich stecke den Brief in ein Convent und schicke ihn ohne ein Wort zurück.“

„O nein, Onkel!“ rief Lilly und legte ihre Hand auf seinen Arm, „das darfst Du nicht! ich . . . ich will seinen Antrag annehmen.“ setzte sie zögernd hinzu, während sich eine dunkle Röte über ihr Gesicht ergoß, „es ist am besten so.“

Es lag eine solche Verzweiflung in ihrem Ton, als sie diese Worte sprach, daß Onkel Berner seine beiden Hände auf ihre Schultern legte und ihr forschend ins Gesicht sah.

„Jetzt, Mädchen, habe ich die Komödie satt!“ polterte er endlich heraus, „gestehe, was vorgeht. Ich müßte nicht Georg Berner heißen, um nicht zu wissen, daß meine Lilly ihren Jugendfreund Alfred Wolstätter von ganzem Herzen lieb hat, und diesen Stölzner nicht minder haßt! Und dabei schiebt sie jenen beiseite, und spricht davon, diesen heiraten zu wollen. Da soll doch gleich . . .! Meinst Du, ich hätte Dich, seit Du auf der Welt bist, gekannt und geliebt, um Dich schließlich als die Frau dieses . . . dieses Burschen zu sehen?! Jetzt rede, ich lasse Dich nicht von der Stelle, als bis Du mir alles gebeichtet hast!“

Mit diesen Worten drückte er sie wieder in den Stuhl und stellte sich wie ein Soldat auf Wache vor sie hin.

Lillys Augen füllten sich mit Thränen, und nur ein tiefes Erklirren ward ihm zur Antwort.

„Wie viel schuldet ihm Kurt?“ fragte Onkel Berner nach einer kurzen Pause.

Lilly schrak heftig zusammen. „Wie? — woher weißt Du? — Hat Kurt Dir erzählt . . .“ stieß sie hervor; aber kaum waren die Worte von ihren Lippen, so zeigte ihr die Freude auf Onkel Berners Gesicht, wie sie in die Falle gegangen war und sich selbst verraten hatte; ihr Gesicht mit den Händen bedeckend, brach sie in Thränen aus. „Es ist schändlich von Dir, mich so auszuforschen!“ schluchzte sie. „O Onkel, wie konntest Du mir das anthun?“

Aber nun half kein Sträuben, keine Ausflüchte mehr, Lilly mußte alles gestehen.

Ihre Hand in der seinen haltend, hin und wieder ein paar unverständliche Worte in den Bart murmelnd, hörte er ihre Erzählung zu Ende. — „Sättest Deinem Herzen auch früher gegen den Onkel Berner Luft machen können,“ meinte er dann in gutmüthigem Tone, „ausprechen thut immer gut, wenn einem auch nicht gleich geholfen werden kann. Mein armes Kind, meine arme Lilly! — Dich so verkaufen lassen zu müssen.“

Heiß und klar brach der Weihnachtsmorgen an, die Nebel der letzten Tage hatten sich zerstreut, die Erde war festgefroren, und ringsum glitzerte der Schnee im hellen Sonnenschein. Ueberall herrschte reges Leben und Treiben; ein jeder hatte noch Vorbereitungen für den heutigen Festabend zu treffen. Wohin man blickte, überall sah man geschäftige Hände, eilende Schritte und frohe, animierte Gesichter. War nicht eines jeden Menschen Herz voll Freude und froher Erwartung? — Eines jeden Menschen Herz? — o nein; auf dem Herzen der armen Lilly lastete ein schwerer Druck. Noch hatte sie den letzten entscheidenden Schritt nicht gethan, den traurigen, verhängnisvollen Brief nicht geschrieben, der ihr alles Glück für die Zukunft raubte. Sie hatte Onkel Berner versprochen müssen, den Brief bis nach dem Feste zu verschieben, um sich am schönsten Tage im Jahre wenigstens noch ihrer Freiheit zu freuen. Ihrer Freiheit? hatte sie dieselbe nicht schon vor Wochen verpfändet?

Und mit welcher Bangigkeit trat sie am Morgen ins Frühstückszimmer, welche Angst erfüllte sie, wie Kurt wohl sich benehmen würde, ob er ahnte, daß sie ihn unfreiwillig verraten hatte? — Aber dieser Sorge ward sie enthoben, sobald sie Kurts vergnügtem Auge begegnete und seinen zärtlichen Händedruck fühlte. Dagegen war Onkel Berner auffallend kühl gegen sie. Hatte es ihn verletzt, daß sie ihm nicht volles Vertrauen entgegengebracht hatte, oder zürnte er ihr wegen ihrer großen Mutlosigkeit? Wie, sollte sie um des furchtbaren Opfers willen, das sie ihrem Bruder brachte, auch noch die Liebe Onkel Berners verlieren? Nein, das konnte, das durfte nicht sein! Mehr denn je bemühte sie sich, aufmerksam und herzlich gegen ihn zu sein, aber vergebens! Während er ihr sonst die kleinste Aufmerksamkeit mit herzlichen Worten dankte, hatte er heute kaum einen freundlichen Blick für sie.

So kam der Abend heran, den Lilly sich so sehnsüchtig vorüber wünschte, denn es ward ihr schwer, auch nur äußerlich heiter zu erscheinen, während es in ihrem Innern doch gar ernst und traurig aussah. Mit welchem schwerem Herzen trat sie am Abend in das in hellem Lichterglanz strahlende Zimmer, wo unter dem mit vergoldeten Nüssen und Zuckerwerk behangenen Weihnachtsbaume eine reiche Bescheerung der Eintretenden harnte. Aber Lilly konnte sich weder über das elegante Gesellschaftskleid, das ihr entgegen schimmerte, noch über das schöne Geschichtswerk, das sie sich schon lange sehnsüchtig gewünscht hatte, noch über die vielen theils nützlichen, theils luxuriösen Sachen freuen, die auf ihrem Plage ausgebreitet lagen — denn am Tisch ihr gegenüber fehlten zwei liebe Augen, die doch von ihrer frühesten Jugend an am Weihnachtsabend ihr entgegengeleuchtet hatten. Sie bemühte sich, mit anderen heiter zu sein, aber es wollte ihr nicht gelingen, und als Onkel Berner zu ihr trat und freundlich zu ihr sprach, da stürzten ihr die Thränen aus den Augen, und sie eilte aus dem Zimmer, um die Thüren von ihrem Gram nichts merken zu lassen.

Fünf Minuten später klopfte es an ihre Thüre, und als sie öffnete, stand Onkel Berner vor ihr.

„Ich hatte mir noch eine kleine Weihnachtsfreude für Dich ausgedenkt, Kind,“ sagte er, ohne einzutreten; „aber da Du heute wenig aufgelegt scheinst, den alten Berner ruhig anzuhören, sollst Du hier in Ruhe lesen können, was er Dir sonst gesagt haben würde.“

Mit diesen Worten schob er Lilly einen Brief zwischen die Finger und war auch schon wieder verschwunden, bevor diese eigentlich recht wußte, was er gesagt hatte.

Mit erstauntem Blick betrachtete sie eine Minute lang den Brief, dann erbrach sie ihn und las. Bald leuchtete eine Freude, eine Wonne aus ihren Augen, wie sie sie seit lange nicht empfunden.

„Meine liebe, kleine Lilly,“ so lautete der Brief; „einliegend findest Du achttausend Thaler, mit denen Dein Bruder seine Schuld abtragen soll. Ich bin ihm zu böse, als daß ich selbst ein Wort darüber mit ihm reden möchte; aber Du kannst ihm mit einem schönen Kompliment von mir sagen, ich wolle ihm das Geld schenken, nicht leihen, denn vermutlich könnte er mir doch keine Zinsen zahlen, noch viel weniger das Geld selbst je zurückerstatten. Gott sei dank, ich bin nicht so arm, wie ihr zu glauben scheint; ich hatte euch beiden von jeher ein kleines Vermächtnis zugedacht; da nun Kurt seinen Teil davon früher in Anspruch nimmt, darf er sich nicht beklagen, wenn er dereinst leer ausgeht. Dir zu liebe will ich auch den Mantel der christlichen Liebe über die Angelegenheit breiten und Deinen Eltern gegenüber volles Schweigen beobachten. Die Freude aber kann ich mir nicht veragen: dem sauberen Herrn Stölzner statt Deiner die Antwort auf seinen gestrigen Brief zu geben; nun Kurt keine Verpflichtungen mehr gegen ihn hat, dringst Du doch wohl auch nicht mehr darauf, die Sache „selbst“ abmachen zu wollen. Sei mir nicht böse, meine liebe, kleine Lilly, daß ich Dich erst heute von diesem Menschen befreie, aber sieh! ich hatte mir schon lange überlegt, womit ich Dir einmal eine besondere Weihnachtsfreude machen könnte, und da kam mir Dein gestriges Geständnis zu Hilfe. Eins aber bitte ich mir zum Danke dafür aus: damit Dein Bruder, der Herr Lustibus, dem ich nicht so recht traue, nicht nächstens wieder ähnliche Streiche machen und seine Schwester verkaufen kann, sollst Du mir noch heute abend das feierliche Versprechen geben, Dich in kürzester Zeit zu verloben; falls sich dazu kein anderer finden sollte, ist der alte Onkel Berner schlimmstenfalls selbst bereit, Dir Herz und Hand anzutragen, damit Du nicht wortbrüchig wirst. Also, das wäre abgemacht! Und willst Du Deinen Dank schnell abtragen und bald wieder ein freies Herz haben, so komm' in das grüne Zimmer zu

Deinem alten Onkel Berner.“

War es denn wirklich wahr? war es kein Traum? Hielt sie wirklich achttausend Thaler, die Befreiung aus ihrer traurigen Gefangenschaft, in den Händen? — O, Du lieber, einziger guter, teurer Onkel, wahrhaftig, wenn . . . ja, wenn nicht ein anderer schon einen kleinen Platz in meinem Herzen inne hätte, wahrhaftig, dann würde ich zum Lohn für alle Deine Güte Deine Frau! Und Alfred? Wie söhne ich den armen Alfred wieder aus? Wie vorwurfsvoll er mich immer ansah! Ach, was hätte ich darum gegeben, wenn ich ihm wenigstens hätte sagen können, daß ich ihm trotz allem, das ihm rätselhaft erscheinen könnte, in meinem Herzen doch ewig treu bleiben würde. Aber nun zu dem guten, herzigen Onkel!

Und mit glühenden Wangen und wonnestrahenden Augen eilte sie die Treppe hinunter, riß die Thüre zum grünen Zimmer auf und wollte sich eben dankerfüllt Onkel Berner in die Arme stürzen, als sie plötzlich wie gebannt mitten im Zimmer stehen blieb, und „Alfred!“ klang es leise bebend von ihren Lippen, denn dort stand in der That Alfred Wolstätter. Ein leises inniges „meine Lilly“ antwortete, und beide Hände ihr entgegenstreckend, kam der junge Mann auf sie zu. Inzwischen wandte Onkel Berners Blick sich oftmals nach der Thüre, bei jedem Geräusch erwartend, die zwei würden nun erscheinen, die ihm allein den heutigen glücklichen Abend verdankten. Der alte Herr hatte es gegen alle Sitte gewagt, dem jungen Wolstätter den Heiratsantrag zu machen, der wohl von diesem hätte ausgehen sollen; da er sich aber gleichzeitig mit einer bedeutenden Kapitaleinlage zu Wolstätters stillen Associé machte, glaubte er auch einmal von der Regel abweichen zu dürfen. Vergnügt rieb der alte Onkel Berner sich die Hände, als endlich seine kleine Lilly glückstrahlend am Arme des Geliebten eintrat, und Freudenthränen rannen ihm über das Gesicht, als er ihren innigen Dank und von seiner Lilly einen herzhaften Kuß empfing.

Noch an demselben Abend glitzerte ein glatter Goldreif an Lillys linker Hand und alle verlebten ein glückliches Weihnachtsfest.

Vor Weihnachten.

Willkommen holde Wochen
Der nahenden Weihnachtszeit,
Wo tausend Herzen pochen
In stiller Seligkeit;
O bring mir ener Glück
Voll heimlichem Behagen
Aus goldenen Kindertagen
Nur einmal noch zurück!

Nun zählt das Kind die Tage
Bis zu der heil'gen Nacht:
„Lieb Mütterlein, o sage,
Was mir der Christ gebracht!“
Und wenn der Abend graut,
So sieht es oft im Dunkeln
Des Christkinds Fing'el funkeln,
Das durch die Scheiben schaut.

Nun sinnt und sorgt die Liebe,
Und süß ist ihre Müß,
Man spürt ein still Getriebe
Im Hause spät und früh;
Das Kindlein lacht im Traum,
Die Mutter wacht, zu schmücken
Mit heimlichem Entzücken
Den bunten Weihnachtsbaum.

Nun mag der Winter stürmen:
Man schäht sein schres' Dach;
Wag draußen Schnee sich türmen:
Man wärmt sich im Gemach;
Man rückt bei Lampenchein
Bei des Kamines Flammen
Nur inniger zusammen
Im trauten Kämmerlein.

Und ob der Tag sich kuzet;
Man sitzt am Tisch im Kreis,
Den langen Abend wirzlet
Gepflauder laut und leis;
Man träumt und flüstert sacht
Von tausend Herrlichkeiten,
Die heimlich sich bereiten
Im dunkeln Schoß der Nacht.

O laßt, ihr lieben Kleinen,
Mir meine Erdenzeit
Als Wartezeit erscheinen
Für künft'ge Herrlichkeit;

Und ist die Zeit vollendet,
Heißt's: Kinder, kommt herein! —
Wie stugen sie, gebendet
Vom goldnen Wunderschein;
Sie stehen wie im Traum,
Sie seh'n ihr kühnstes Hoffen
Erfüllt und übertroffen
Am lichterhellen Baum.

Das muß ein Christfest sein,
Klingts einst an Himmelsthoren
In die entzückten Ohren:
„Ihr Kinder, kommt herein!“

Karl Gerot.



Herzogin Elsa von Württemberg und ihr Bräutigam, Prinz Albrecht zu Schaumburg-Lippe. Am 10. Oktober fand am Württembergischen Hofe die Verlobung des Prinzen Albrecht zu Schaumburg-Lippe, mit der Herzogin Elsa von Württemberg statt. Die Braut, am 1. März 1876 zu Stuttgart geboren und mit ihrem vollen Namen Elsa Mathilde Maria benannt, ist eine der Zwillingstochter des verewigten Herzogs Eugen von Württemberg und seiner Gemahlin Wera Konstantinowna, geb. Großfürstin von Rußland. Der Bräutigam, Prinz Christian Albrecht Gaston Karl Wilhelm von Schaumburg-Lippe ist der zweitälteste Bruder der Königin Charlotte von Württemberg, und am 24. Oktober 1869 auf Schloß Ratiboritz in Böhmen als zweiter Sohn des Prinzen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe und seiner Gemahlin Bathildis, geb. Prinzessin von Anhalt, geboren. Im österreichischen Heere bekleidet er den Rang eines Oberleutnants im Dragoner-Regiment Prinz Albrecht von Preußen.

N. P. Schischkin, der neue russische Minister des Aeußeren. Nikolai Pawlowitsch Schischkin, der als Minister der äußeren Angelegenheiten Rußlands an die Stelle seines zu früh dahingeschiedenen Vorgängers, des Fürsten Lobanow, getreten ist, hat sich als einer der bewährtesten Diplomaten des heutigen Rußland bereits bei den hochbedeutenden Zarenbesuchen dieses Jahres zu Breslau, Balmoral und Paris auf der Höhe seiner schwierigen Stellung gezeigt. — Als Sproß einer alten Adelsfamilie 1830 im Gouvernement Jaroslaw geboren und nach seiner Ausbildung im kaiserlichen Alexander-Lyceum 1847 als Sekretär im Jaroslawer Gouvernementsbureau angestellt, steht Schischkin in voller Rüstigkeit dicht vor dem fünfzigjährigen Jubiläum seiner Beamtenlaufbahn. Nachdem er von 1853 an dem asiatischen Departement des Aeußeren Amtes zugeteilt war, begann er 1857 seine Laufbahn als praktischer Diplomat. Nach kurzer Dienstleistung bei der russischen Gesandtschaft in Paris erhielt er 1859 eine Anstellung beim russischen Konsulat zu Bukarest und im März 1861 den Posten des russischen Konsuls zu Adrianopel, worauf er im August 1863 Generalkonsul in Belgrad und im Mai 1868 diplomatischer Agent und Generalkonsul für das Fürstentum Serbien wurde. Es erfolgte nun seine Verwendung als Gesandter in verschiedenen Ländern, und zwar vom April 1875 an in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, vom Juli 1880 an in Griechenland und vom Februar 1884 an in Schweden. Von dort berief ihn der Kaiser vom 24. März 1891 in das Aeußere Amt zu Petersburg als Gehilfen des Ministers. In dieser Stellung hat er wiederholt den abwesenden Minister monatelang mit voller Verantwortung vertreten, so daß ihn eine jüngste Berufung in bester Vorbereitung für sein hohes Amt getroffen hat.



Ausreichendes Motiv. Freundin: „Wir haben ja einen neuen Standesbeamten bekommen!“ — Witwe: „Was Sie sagen... Da möchte ich eigentlich — auch noch mal heiraten!“ (Lustige Blätter.)
Durchaus richtig. Es giebt fünfzig verschiedene Metalle, aber wenn man Gold hat, so fragt man nach den übrigen neunundvierzig nicht viel.
Ein moderner Paris. Die im Jahre 1869 verstorbene Herzogin von Sutherland galt zu ihrer Zeit für die schönste Frau der vornehmen Welt. Sie beauftragte den französischen Maler Harbier, für ihr Vouboir das „Urteil des Paris“ zu malen und ließ ihm dabei ganz freien Spielraum in Bezug auf die Anordnung des Gemäldes. Der Künstler kam auf eine originelle Idee; er stellte nur drei Personen dar: Im Hintergrunde Minerva und Juno vor Jurn außer sich, und im Vordergrund Paris, den Apfel sozusagen aus dem Bilde herausreichend. Aber wem? Es war keine Venus auf dem Bilde zu sehen. Jedenfalls war die Venus die Königin dieses Vouboirs selber, die edle Herzogin von Sutherland.
Die musikalische Spinne. Spinnen sollen für musikalische Töne nicht unempfindlich sein. Als der berühmte Pianist Franz Liszt zu London im Orchester

mit großem Beifall seine Kunst entwickelte, kam eine daumenbreite Spinne von oben herab zum Schrecken der nahestehenden Damen. Ein Herr, der sich ritterlich zeigen wollte, zerriß dem Tiere sogleich den Faden und das Leben mit geschäftiger Hand und zertretendem Fuße. Die geängsteten Damen beruhigten sich, aber das ganze Orchesterpersonal zeigte über den Tod des unschuldigen Insekts großes Bedauern; denn es erkannte in dem Tiere die Spinne, die jedesmal, wenn ein Tonstück gegeben wurde, zum Vorschein kam und nach Beendigung des Vortrags sich wieder entfernte. Dies wiederholte sich schon Jahre lang, die Spinne war den Musizierenden eine bekannte, sie nicht tödende Zuhörerin gewesen.

Pischgru und Fouché. Der Polizeiminister Fouché besuchte den General Pischgru im Gefängnis, den Tag vor seinem Tode, und trug ihm an: daß er Napoleons Bestallung als Feldmarschall und ein Diplom als Großoffizier der Ehrenlegion erhalten sollte, wenn er gegen Morlau, von dem er wußte, daß er ihn im Jahre 1794 verraten hätte, auf seiner Seite wieder aussagen wollte. Unter der Hand wurde ihm aber gleichzeitig angezeigt, daß, wenn er seinen vorigen Ableugnungen gemäß, bei seinem widerpenstigen Betragen beharre, er nie wieder vor einem Richter erscheinen sollte, sondern die Staatsangelegenheiten und die Sicherheit des Landes erforderten, daß er in der Stille in seinem Gefängnis in die andere Welt geschickt würde. — „So,“ antwortete dieser brave und würdige Krieger, „wollen Sie bloß auf die Bedingung hin mein Leben schonen, daß ich mich desselben unwürdig erweise? In diesem Falle treffe ich ohne Bedenken meine Wahl; ich bin bereit, Euer Opfer zu werden, aber ich will nimmermehr unter Eurer Mitgesellen gerechnet werden. Ruft Euerer Hender, ich bin bereit zu sterben, wie ich gelebt habe: als ein Mann von Ehre und ein untadelhafter Bürger.“ — Innerhalb vierundzwanzig Stunden nach dieser Antwort war Pischgru nicht mehr. St.



Staatssekretär Schischkin. (Mit Text.)

Gemeinnütziges

Zuckerbrezeln. 250 Gramm Butter, 250 Gramm Mehl, 125 Gramm Zucker, 1/2 Liter saurer Rahm, 3 Eigelb, 1 Eiweiß knete zu einem Teig, forme 18 Centimeter lange, fingerdicke Stengel, bilde Brezeln oder Ringe daraus, bestreue sie mit Eierschaum, streue sie mit grobgestoßenem Zucker, geschälten und gehackten Mandeln und bade sie hellbraun.

Besprennen der Topfpflanzen im Winter mit Wasser. Da die Pflanzen in geheizten Räumen sehr von trockener Zimmerluft und Staub zu leiden haben, so thut ihnen ein öfteres Besprennen mit Wasser sichtlich sehr wohl. Man versäume darum nicht, sie allwöchentlich ein bis zweimal zu besprennen.

Kaiser Temperaturwechsel ist für Kanarienvögel sehr schädlich, ja oft tödlich. Dies merke man sich besonders beim Ankauf. Wer zur jetzigen kalten Jahreszeit einen Kanarienvogel auswärtig kauft, der ersuche den Verkäufer, daß er denselben vor dem Transport allmählig an eine geringere Temperatur gewöhne. — Bei der Ankunft bringe man den Vogel nicht plötzlich in ein geheiztes Zimmer oder gar in die Nähe des Ofens, sondern zuerst in ein ungeheiztes, dann in ein schwach geheiztes Lokal, von wo man ihn allmählig an die Zimmerwärme gewöhnt.

Kryptogramm.

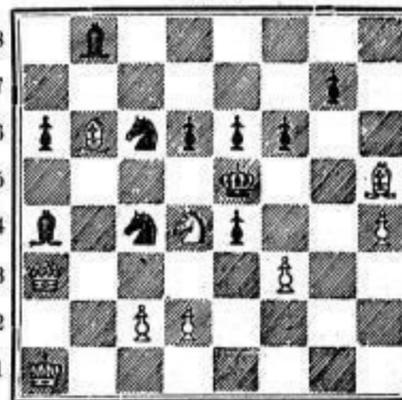
A	A	A						
A	A	A						
A	A	A						
A	A	C	C	D	E	E	E	E
G	H	H	I	L	L	L	M	M
M	M	N	N	N	N	O	P	R
R	R	S						
S	S	T						
T	T	U						

Die Buchstaben in vorstehender Figur sind so zu ordnen, daß sechs sich kreuzende Wörter entstehen: Die Wörter in den vertikalen Reihen bezeichnen: 1) Russische Gouvernementshauptstadt. 2) Ein Apparat zur Messung der Dichtigkeit und Elasticität der Gase und des Dampfes. 3) Stadt in Südamerika. — Die Wörter in den horizontalen Reihen bezeichnen: 1) Eine Göttin. 2) Spanische Universitätsstadt. 3) Ein Papst. R.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 145.

Von E. Bayer.
Schwarz.



Weiße zieht und setzt in 4 Zügen matt.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Arithmogryphs: Ochsenfurt, Chester, Hecht, Storch, Esche, Norton, Fuchs, Utrecht, Rouen, Thon. Ochsenfurt; — des Homonym: Geladen; — des Scherz-Rätsels: Dr-ei-er — drei.

Verlag von F. A. Maschke in Bschopau.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.